



Der verborgene Raum

Verdammt, wo kam plötzlich dieser Nebel her? Ich konnte gerade mal bis zum Ende der Straße sehen. Der Nebel schien von dort zu kommen. Es war ein feuchter Morgen. Ich fühlte die nasse Kälte auf dem Gesicht und dem Hals. Ich war zu dünn gekleidet. Ich hätte statt dem Rock doch eine Hose anziehen sollen. Aber wer erwartete auch Mitte Juni so eine Kälte?

Ich lief weiter in den sich verdichtenden Nebel und konnte mich immer weniger auf meine Augen verlassen. Plötzlich hörte ich Schritte. Ich nahm an, dass es zwei Menschen waren, sie liefen entschlossen. Paranoid wie ich war, dachte ich sofort, sie würden mir folgen, und lief schneller. Die Schritte wurden lauter. Ich hatte die unangenehme Vorahnung, dass das kein guter Morgen werden sollte.

Mein Tag begann für mich eigentlich immer erst *nach* der Schule. Diese hatte ich als „unausstehlich“ und „grausam“ abgestempelt. Das war schon seit Jahren so und ich konnte mir nicht vorstellen, dass meine Mitschüler mich in Ruhe lassen würden. Doch ich hatte gehofft, wenigstens den Schulweg über entspannen zu können. Ich mochte meinen einsamen Spaziergang am Morgen.

Zu den Schritten, die jetzt bedrohlich nah waren, hörte ich nun einen Ruf: „Hey Anna, Schatzi, warte doch mal!“

Ich erkannte die Stimme. Sie gehörte Frederick, dem Jungen, der mir jeden Schultag zur Hölle machte. Ich blieb natürlich nicht stehen, sondern wurde schneller. Ich streifte eine steinerne Maske über und verbarg alle Emotionen. So, jetzt konnte kommen was kommen wollte. Ich war vorbereitet.

Plötzlich mochte ich den Nebel richtig. Er gab dem Umfeld eine andere Bedeutung. Meine Verfolger, Frederick und sein Kumpel, erschienen mir viel ungefährlicher. Da ich sie nicht sah, konnte ich auch ihren hämischen Unterton vergessen. Ich konnte mir vorspielen, ich sei wirklich ihr *Schatzi*.

Als das Handy klingelte und ich den Namen auf dem Display erkannte, hatte der Nebel sich komplett um mich geschlossen. Um sicherzugehen, las den Namen noch einmal. Ich schluckte, blinzelte aufkommende Tränen weg. Meine Verfolger hatte ich vergessen.

Ich nahm den Anruf an, ohne mein Tempo zu drosseln. Mein Gesprächspartner kam ohne Begrüßung und höfliches Geplänkel zum Thema.

„Ja ... ja ich weiß. Ich dachte nur ... ist gut ...“, stotterte ich. Was er mir erzählte, war nicht gut. Doch ich hatte das Ganze schon tausendmal durchdacht und wusste, dass mir nichts anderes übrig blieb. „Ein Jahr. Bitte nicht länger!“, sagte ich, schluckte und wiederholte: „Ein ganzes Jahr.“

Als er auflegte, trat ich aus dem Nebel heraus. Plötzlich sah ich alles wieder klar. Ich starrte auf das Handy. Ein Jahr lang würde ich die Schwester des Typen, den ich am meisten hasste, pflegen müssen.

*



Ein Jahr lang würde ich die Schwester des Typen, den ich am meisten hasste, pflegen müssen, tippete Jakob und sah vom Laptop hoch. Er nahm die rote Kaffeetasse und trank einen Schluck. Der Kaffee schmeckte eklig, er war viel zu kalt. Jakob spuckte ihn wieder in die Tasse zurück, ein paar Tropfen fielen dabei auf seinen nackten Oberschenkel. Angewidert wischte er sie weg.

Dann kratzte er sich am Bauch, auf dem schon rote Kratzspuren zu sehen waren. Er lehnte sich zurück und schaute zu dem goldenen Kronleuchter an der Decke, verschränkte die Arme vor der nackten Brust.

Schreibblockade, dachte er, schon wieder.

Er stand auf und drehte eine Runde in dem Zimmer. Eigentlich war es weit mehr als ein Zimmer, eher ein Saal, mit einer hohen Stuckdecke und purpurroten Tapeten.

Er lief auf dem Teppich hin und her und fühlte, wie seine Füße in dem weichen Stoff versanken. Im gedämpften Licht, das durch die zugezogenen Gardinen hereinkam, betrachtete er das Umfeld.

An einer der fünf Wände stand ein Plattenspieler, daneben ein hohes Regal mit den dazugehörigen Platten. Jakob ließ die Augen über die verschiedenen Titel gleiten und strich sich mit der Hand über den bloßen Bauch.

Er entschied sich für *Rock'n Roll Soldiers*.

Auf dem Cover war ein nackter Typ zu sehen, eine Gitarre in der Hand. Jakob grinste, wahrscheinlich waren die Typen der Band genau wie er der Meinung, nackt könnte man sich besser der Kunst widmen.

Dann legte er die Platte auf und laut ertönten die ersten Akkorde von *Funny Little Feeling*. Sofort fing er an dazu zu tanzen, drehte sich im Kreis, schwenkte die Arme, hüpfte auf und ab, beugte sich vor und zurück und grölte mit. Als das Lied zu Ende war, ließ er sich auf den Teppich gleiten, mit dem Rücken nach unten, Arme und Beine von sich gestreckt. Die Decke drehte sich, der Kronleuchter sah aus wie ein umgedrehtes Karussell. Mit offenem Mund starrte er es an.

Er blieb so liegen, bis er feststellte, dass die Musik nicht wieder angehen würde. Es war plötzlich viel zu still. Die Stille erinnerte ihn an die Beerdigung. Keine schöne Erinnerung.

Während er sich aufsetzte, sah er sich erneut im Zimmer um. Eine lustige Mischung aus altmodischer Dekoration und modernen Installationen trafen aufeinander. Der Schreibtisch aus Stahl und Glas mit dem Laptop und dem Drucker unter den Stuckdecken direkt vor ihm. Der Flachbildfernseher vor den grün gemusterten Ohrensesseln an der anderen Seite des Zimmers. Dazu kam die Unordnung der letzten Tage. Essensreste in Pizzakartons, schmutzige Teller und Tassen, die er als Aschenbecher genutzt hatte, vollgekritzelte Notizblöcke und seine Klamotten. Er fragte sich, was sein Vater wohl sagen würde, wenn er zurückkäme und sein Lieblingszimmer, das Arbeitszimmer, so sehen würde. Ob er ihn wieder heimschicken würde? Würde er ihn weiterhin damit nerven, sein Germanistikstudium endlich abzuschließen? Auch wenn er mit dem Geld, das er mit seinen beiden Romanen gemacht hatte, die nächsten paar Jahre nicht mehr



arbeiten müsste. Jedenfalls nicht, wenn man so wenig Luxus brauchte wie er. Aber sein Vater würde nicht wieder kommen, nie mehr! Also konnte er auch anfangen, sich an diesen Luxus zu gewöhnen.

Er hievt sich hoch, stolperte zum Fenster und riss die Vorhänge auseinander. Das Sonnenlicht blendete ihn so, dass er aufjaulte und die Hände vor die Augen legte. Vorsichtig schaute er zwischen den Fingern auf die großzügige Parkanlage unter sich. Dann öffnete er das Fenster und atmete zum ersten Mal seit vier Tagen wieder frische Luft ein.

Jakob setzte sich auf die Fensterbank. Die frische Luft tat seinen Lungen gut. Also sprang er wieder auf den Boden, lief zu den beiden anderen Fenstern, öffnete sie und summte dabei. Zu beiden Seiten kam jetzt grelles Sonnenlicht herein und beleuchtete die hölzernen Bücherregale. Er öffnete die Zimmertür, damit Sonne und Luft auch in die nebenstehenden Zimmer gelangten.

Die Türflügel in den Händen betrachtete er von neuem das Zimmer. Es hatte kaum mehr Ähnlichkeit mit dem Raum, in dem sein Vater vor zwei Wochen gestorben war. Jakobs Vater hatte das Sonnenlicht nie gemocht und die Fenster waren stets geschlossen gewesen. Am liebsten war er allein in seinem Zimmer gewesen. Die Türen und Fenster versperrt. Isoliert von allem, was draußen war.

Seine eigenen Sachen wirkten zwischen denen seines Vaters fehl am Platz. Die neue Einrichtung des Saals, der Bruch mit der Vergangenheit, inspirierte ihn. Er beschloss weiterzuschreiben. Er musste das Buch schließlich in drei Wochen abgeben. Die Krankheit seines Vaters und seine Trauer hatten ihn viel Zeit gekostet. Er musste sich beeilen.

Doch nachdem er einige Minuten vor seinem Text gesessen und kein einziges Wort geschrieben hatte, gab er auf. Vielleicht war das Zimmer doch nicht zum Schreiben gemacht. Und seine Nacktheit hatte ihm auch nicht viel Inspiration gebracht. Er lehnte sich zurück. Starrte an die Decke. Was war ein guter Schreibort? Wo hatte er sein erstes Buch geschrieben?

Er erinnerte sich, wie er ganze Nächte lang die Seiten mit Worten gefüllt hatte. War das nicht in der Höhle gewesen?

Er klappte den Laptop zu und schob ihn in den Rucksack, dann zog er sich eine Hose und ein Holzfällerhemd über. Die Nachbarn waren Freunde seines Vaters gewesen, er wollte ihnen nicht nackt begegnen. Er packte etwas Proviant ein und verließ das Haus, ohne abzuschließen. Im Haus befand sich nichts, was von Wert für ihn war.

Ein paar hundert Meter von der Villa entfernt begann ein Berg und dort, im Felsgestein, lag eine kleine Höhle. Dort hatte er seinen Weg als Schriftsteller begonnen. In dieser Höhle hatte er zwei Bestseller geschrieben!

Jakob erinnerte sich, was für ein Trubel sein Roman *Felsenmeer* in der Presse ausgelöst hatte. Er hatte den Erfolg genossen. Möglicherweise würde er in dieser Höhle einen weiteren Erfolgsroman schreiben!

Doch er kam nicht so weit.

Noch bevor er die Parkanlage verlassen hatte, sah er ein Auto den Berg hochfahren. Die Straße endete in der Allee, die nur zu den vier Villen führte, die seinem Vater und seinen Freunden gehörten. Er blieb stehen und starrte auf



das Auto, das kurz hinter einigen Bäumen verschwand. Als es wieder auftauchte, erkannte er es.

Er drehte sich um und rannte zurück zum Haus, riss die Tür auf, stürmte herein und knallte sie wieder zu. Er schloss ab und schob den Riegel vor. Dann hastete er hoch in sein ehemaliges Zimmer. Von dort konnte er am besten die Hauseinfahrt sehen. Zitternd stand er vor dem Fenster. Sah zu, wie das Auto vor der Villa hielt.

Eine Frau in elegantem, beigen Hosenanzug stieg aus. Sie betrachtete das Haus. Rasch bückte er sich. Sie sollte ihn keinesfalls sehen. Dann rannte er ins Nachbarzimmer. Schloss alle Fenster und zog die Vorhänge zu. Er rannte ins Gästebad und machte auch dort die Fenster zu. Dann schlich er die Treppe hinunter, setzte sich auf die letzte Stufe und wartete ab.

Kurz darauf hörte er, wie seine Mutter die Schlüssel im Schloss drehte. Wie sie versuchte, die Tür aufzuschieben. Doch der Riegel hielt. Er stellte sich ihr verwundertes Gesicht vor. Dann klingelte sie und hörte die nächsten zehn Minuten nicht mehr auf.

Als das Klingeln endlich verstummte, ging er wieder hoch. Vom Fenster aus beobachtete er seine Mutter. Sie würde nie aufgeben, das wusste er. Auf ihren hohen hellen Pumps stand sie vor der Tür und telefonierte. Kurz darauf klingelte das Haustelefon. Ihr ernster, selbstüberzeugter Gesichtsausdruck machte ihm klar, dass sie nicht so bald wieder gehen würde.

Kurz darauf sah er ein Fahrrad hinter den Alleebäumen auftauchen. Er wunderte sich, denn man sah selten Fahrräder hier oben; der Taunus war zu hügelig. Der Radfahrer fuhr in die Einfahrt ein und stellte sein Rad hinter dem Auto seiner Mutter ab. Diese sah ihn kommen und schritt selbstgefällig auf ihn zu. Er beobachtete, wie sie einige Worte wechselten. Der Fremde schien stark eingeschüchtert zu sein, er zog die Schultern hoch und sah Jakobs Mutter verängstigt an. Schließlich nahm er ein Paket aus seinem Rucksack. Jakob riss die Augen auf. Ein Paket? *Das* Paket? Er duckte sich, auch wenn ihm das jetzt nicht viel bringen würde.

„Scheiße, Scheiße, Scheiße“, murmelte er und fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare. Schließlich wagte er wieder einen Blick nach draußen. Seine Mutter drehte besitzergreifend das Paket in den Händen. Der Fahrradkurier reichte ihr ein Gerät, auf dem sie unterschrieb. Hat sie etwa gerade mein Paket angenommen, dachte er. Mit welchem Recht!

Er schwitzte und riss sich das Hemd vom Leib. Das Klingeln setzte von neuem an. Er presste beide Hände auf den Mund, um nicht zu schreien. Konnten sie nicht einfach gehen? Er schwitzte immer mehr.

Als das Klingeln aufhörte, schaute er aus dem Arbeitszimmerfenster. Auto und Fahrrad waren weg. Das Paket konnte er ebenfalls nicht sehen. Gut so.

Vorsichtig ging er die Treppe nach unten und öffnete die Tür. Auf dem Fußabtreter lag es. Eingepackt in hellbraunes Papier, mit einem großen *EILPOST*-Stempel darauf.

*



„Hast du mal ne Kippe?“, fragte Jackie, als ich in der Schule ankam. Jackie hing der Pony über den Augen, ich konnte mir nicht vorstellen, dass er so besonders viel sah. Andererseits dachten das wahrscheinlich auch alle über mich und ich sah einwandfrei. Ich wollte ihm gerade eine Zigarette geben, als es klingelte.

„Scheiß auf die Schule“, sagte Jackie. Was er sagte, passte zu dem Spruch auf seinem T-Shirt: *Don't follow the system*. „Ich brauch jetzt einfach eine!“

Ich zuckte die Achseln und hielt ihm die Packung hin. „Ich geh dann mal“, sagte ich. „Wir sehen uns in ...“ Er hatte sich schon weggedreht.

Ich ging durchs Tor und überquerte den Schulhof. Während ich die Tür zum Schulgebäude öffnete, stellte ich mir vor, wie sich die Blicke der anderen in meinen Rücken brannten. Am liebsten wäre ich wieder umgekehrt und nach Hause gerannt. Vielleicht hätte ich das sogar getan, wenn sich in dem Moment nicht Jackie neben mich in dem Strom der Schüler gedrängt hätte. Er nickte mir wieder zu. Es hatte mich immer schon wahnsinnig gemacht, wie oft dieser Junge nickte. Ohne ihn direkt anzuschauen, fragte ich: „Wolltest du nicht eben eine rauchen?“

Er nickte. „Siggie hat mich erwischt.“

Erschrocken schaute ich ihn an, senkte dann wieder den Blick. „Scheiße, echt jetzt? Musstest du ... Ich meine, ist das schlimm?“ Während ich sprach, starrte immer noch angestrengt auf die Hacken meines Vordermannes.

„Nee. Muss nur ein paar Stunden nachsitzen, aber Scheiß drauf. Schule ist eh für'n Arsch.“ Er nickte mir noch mal zu und verschwand in seinem Klassenraum.

Ich schaute ihm nach. Erstaunlich, wie locker er geblieben war. Das passte nicht zu ihm. Es klingelte zum zweiten Mal und mir blieb nichts anderes übrig, als in meinen Unterrichtsraum zu gehen.

*

Das Paket enthielt einen mehrseitigen Brief und einen weißen Umschlag. Jakob entschied sich, den Brief zuerst zu lesen. Unterschrieben war er von Rudolf, seinem besten Freund und gleichzeitig seinem Verleger. Momentan war er auch sein einziger Kontakt zur Außenwelt. Genervt begann Jakob zu lesen. Er hasste es, wie Rudolf schrieb, viel zu förmlich. Ganz gegensätzlich zu dem, wie er sprach.

Er informierte ihn, dass der Notar, der sich um das Testament seines Vaters kümmerte, mehrmals versucht hatte, ihn über den Verlag zu kontaktieren. Der weiße Umschlag sei von ihm. Außerdem erinnerte er Jakob an den Abgabetermin des Manuskriptes, der schon zweimal verschoben worden war. Um die Monatsmietzahlung seiner Wohnung, die er seit zwei Wochen nicht mehr betreten hatte, die Post, seine Freundin und so weiter habe er sich auch zu kümmern. Rudolf schloss den Brief mit folgenden Zeilen:



Hahababaiku
Erklär mir die Natur zwischen
Tram Auto und Schiff.

Jakob kramte sein Feuerzeug aus seiner Tasche und verbrannte den Brief. Er wollte dasselbe mit dem weißen Umschlag tun, als er bemerkte, dass sich noch etwas darin befand. Er schüttelte ihn und ein Schlüssel fiel heraus. Verwundert drehte er ihn in den Händen. Hatte Rudolf etwas von einem Schlüssel geschrieben? Nachlesen konnte er es nicht mehr. Jakob zuckte die Achseln und steckte ihn in seine Hosentasche. Er würde sich später darum kümmern.

Gerade wollte er sich dem anderen Umschlag widmen, als es an der Tür klingelte. Verwundert stand er auf und schaute durch den Spion.

Eine junge, ihm unbekannte Frau.

Sie hatte lange, blonde Haare und trug einen Hosenanzug. Da er auf der Auffahrt kein Auto erkennen konnte, nahm er an, dass sie eine Nachbarin war. Unentschlossen standen sie da. Er wusste nicht, ob er öffnen sollte. Sie wusste offenbar nicht, ob sie noch mal klingeln oder gehen sollte. Sie beschlossen im selben Moment zu handeln. Die Frau errötete, als er die Tür öffnete und nahm den Finger von der Klingel.

„Guten Tag ... ich meine ... hallo“, stotterte sie.

Ihr Blick, der auf seiner nackten Brust lag, verunsicherte ihn. Er verschränkte die Arme.

Sie wurde noch röter und sprach weiter: „Ich bin Maraike, die Nachbarin. Deine Mutter hat mich beauftragt, nach dir zu schauen.“ Er starrte sie wütend an.

„Weil ja dein Vater gestorben ist. Sie macht sich Sorgen.“ Bei der Erwähnung seines Vaters zuckte er zusammen, weshalb sie „Mein Beileid ...“, hinterherschob.

Er wollte die Tür schließen, doch Maraike schob sich dazwischen. Ihre Nähe war ihm unangenehm, weshalb er einige Schritte zurückwich. Sie kam ganz herein und zum ersten Mal fiel ihm der Korb in ihrer Hand auf.

„Essen“, erklärte sie. Er sah sie ungerührt an.

„Und Zigaretten“, versuchte sie ihn zu locken.

„Ich schätze Ihre Mühe und Sorge. Doch ich brauche sie nicht. Sie können jetzt gehen“, sprach er mit rauer Stimme. Es waren seine ersten Worte seit vielen Tagen. Sie achtete nicht auf ihn. Von der Eingangshalle führte ein Gang zum Esszimmer und zur Küche. Maraike schien den Weg gut zu kennen. Sie stellte den Korb in der Küche ab und zog ein Baguette heraus. Wortlos bereitete sie ihm ein Sandwich mit Zutaten aus ihrem Korb. Als sie fertig war, reichte sie es Jakob, der das Ganze von der Tür aus beobachtet hatte.



Später saßen sie auf dem Sofa im Wohnzimmer des Untergeschosses. Er aß und zusammen blickten sie durch das große Fenster auf den Garten und die Berge im Hintergrund. Auch wenn Maraike es mehrmals versuchte, kam kein Gespräch zustande. Bei ihrem dritten Versuch unterbrach Jakob sie.

„Kenne ich Sie eigentlich?“ Er siezte sie, obwohl sie ihn von Anfang an mit Du angesprochen hatte. Er versuchte sie damit zu reizen. Sie blieb ungerührt.

„Freut mich, dass du das ansprichst“, sagte sie in freundlichem Ton. „Wir haben uns auf ein paar Festen gesehen. Meinen Vater Walter dagegen kanntest du besser. Er war ein guter Freund deines Vaters.“

„Sie kommen mir nicht bekannt vor“, log er. Jakob wusste nicht warum, aber er wollte sie verletzen.

Sie schluckte, plapperte aber weiter. „Doch, doch, wir kennen uns. Weißt du noch, bei ...“

Er unterbrach sie wieder: „*Habababaiku. Erklär mir die Natur zwischen. Tram Auto und Schiff.* Kannst du was damit anfangen?“ Verdattert blickte Maraike ihn an. Dann räusperte sie sich und antwortete: „Na ja es ist ein Haiku. Ja, eindeutig. Fünf Silben, sieben Silben, fünf Silben. Der Inhalt könnte ... könnte bedeuten, dass Tram, Auto und Boot ...“

„Schiff“ unterbrach er sie.

„... Tram, Auto und Schiff im Grunde gleich sind. Alle drei sind keine natürlichen Fortbewegungsmittel. Sie sind von Menschen gemacht. Und sie bringen einen weiter.“

Maraike sah ihn an, als würde sie erwarten, dass er sie entweder lobte oder korrigierte. Auch wenn Jakob ihre Interpretation interessant fand, sagte er: „Könnte man so interpretieren, ist aber etwas ... schwach, oder? Aber was will man auch von einer Frau erwarten, die mit zwanzig ihr Studium abbricht, um zu heiraten und ein Kind zu bekommen.“

Sie sprang auf, stellte sich breitbeinig vor ihn und starrte auf ihn herab. Er ging davon aus, dass er zu weit gegangen war, wollte es aber nicht zugeben und lächelte stattdessen.

„Das ist unglaublich! Frech! Ihre Mutter hat mich ja schon gewarnt, aber das! Ich bringe Ihnen Essen und leiste dir Gesellschaft und du ... Du reduzierst mich auf das einzige was du von mir weißt ...“

Sie muss wirklich aufgebracht sein, wenn sie immer wieder von *du* zu *Sie* wechselte, dachte er. Jakob stand auf und legte ihr die Hände auf die Schultern. Sie zuckte zusammen und blickte wieder verunsichert auf seinen bloßen Oberkörper. Unbeirrt begann er zu sprechen: „Ich bin ein schlechter Mensch. Das weiß ich. Das soll irgendwie auch die Aussage des Haikus sein. Wie bei allen Haikus, die er mir schickt. Wobei ich dieses echt nicht verstehe.“ Er sagte nichts mehr. Sie auch nicht. Sie standen sich gegenüber. Dann räusperte Maraike sich und wechselte das Thema.

„Was ist da drin?“, fragte sie und blickte auf das Kuvert auf dem Sofa.

Sie beherrscht sich, will weiterhin höflich bleiben, dachte Jakob. Er ging davon aus, dass Unhöflichkeiten entweder nicht ihre Art waren, oder dass seine Mutter



sie gebeten hatte, nicht die Geduld zu verlieren. Möglicherweise war aber auch Geld oder ein anderes Druckmittel im Spiel.

Jakob wollte gern wissen, was sie eigentlich wollte.

„Ich hab ihn noch nicht geöffnet.“

Sie nickte. „Soll ich ihn für dich öffnen?“

Er wollte gerade widersprechen, als sie ihn vom Sofa nahm und aufmachte. Sie zog mehrere eng beschriebene Seiten heraus. „Sehr geehrter Herr Hermann ...“ Maraike kicherte. „Als der Notar und Testamentvollzieher Ihres Vaters, teile ich Ihnen hiermit ...“

Bevor sie weiterlesen konnte, hatte er ihr die Seiten aus der Hand gerissen.

„Willst du es nicht wissen? Ich meine, was, wenn es dir dieses Haus vererbt hat? Das wäre doch toll!“ Maraike lächelte ihn ermutigend an.

Er schob die Papiere wieder ihn den Umschlag. „Geht dich nichts an“, antwortete er und dachte: Er hat mir nichts hinterlassen. Gar nichts.

Sie zuckte die Achseln, doch er sah, dass sie rot wurde. Vor Ärger? „Dann gehe ich jetzt“, sagte sie.

„Gern.“

Er schaute ihr hinterher. Er wusste, er hatte sich unfair verhalten. Die Trauer hatte ihm zum Arschloch gemacht.

Später beschloss er, weiterzuschreiben. Er ging wieder hoch in sein Schreibzimmer und legte eine Platte auf. *The Doors – Best Of*. Der Notar konnte ihm nicht nachweisen, dass sein Vater ihm das Haus nicht vererbte. Also konnte er auch hier wohnen bleiben. Er zog seine Hose aus, setzte sich an den Laptop seines Vaters und begann zu schreiben: *Meine Strategie, mich unauffällig zu Verhalten, um nicht beachtet zu werden, scheiterte schon beim Betreten des Klassenraumes.*

*

Meine Strategie, mich unauffällig zu verhalten, um nicht beachtet zu werden, scheiterte schon beim Betreten des Klassenraumes. Ich schaffte es, über meine eigenen Füße zu stolpern und hinzufallen. Vor der ganzen Klasse.

Alle lachten. Ich rappelte mich hoch, strich meine Kleidung glatt. „Typisch Anna!“, rief Frederick. Noch mehr Gelächter.

Ich setzte mich auf meinen Platz in der letzten Reihe. Lisa, die neben mir saß, sah mich mitleidig an. „Immer ich ... immer passiert *mir* so was ...“ murmelte ich.

„Macht dir nichts draus. Kann dir doch egal sein, was die denken“, sie lächelte mich aufmunternd an. „Mir gefällt dein Oberteil.“ Sie zeigte auf das große, schwarz grün gestreifte T-Shirt.

„Dieser Tag ist so für’n Arsch“, sagte ich. Lisa sah mich besorgt an. „Weißt du, was mir mein Onkel heute erzählt hat?“, flüsterte ich. Die anderen sollten uns nicht hören. „Ich muss ein Jahr Sozialarbeit leisten, du weißt ja ...“



weil ich so viel geschwänzt hab ... Ich muss das machen, um nicht durchzufallen.“ Sie nickte.
„Weißt du ... Du weißt ja das Fredericks Schwester gelähmt ist ... Sie hatte ja diesen Unfall. Jedenfalls ist sie mein Projekt. Zwei Tage die Woche, ein Jahr lang, muss ich für die Semsefamilie arbeiten.“
Lisa biss sich auf die Lippe. „Tut mir leid. Aber wenigstens musst du nicht wiederholen, das ist doch cool!“

Ich verdrehte die Augen. Meine beste Freundin war viel zu optimistisch.

Noch am selben Tag sollte ich bei Semses anfangen. Sie wohnten in einem der besseren Viertel Darmstadts. Ich fühlte mich unwohl, als ich die breiten Straßen entlang lief.

Als ich dann an dem großen, hellen Haus klingelte, passierte nichts. Unsicher sah ich mich um. War das ein Streich, verarschte Frederick mich? Ich klingelte noch mal.

Nichts.

Ich wollte gerade wieder gehen, als ich eine Stimme hörte: „Bist du Anna?“

Ich erkannte ein Mädchen in einem Stuhl auf einem Balkon des ersten Obergeschosses. Ich nickte.

„Komm rein! Der Schlüssel liegt unter dem Schuhabtreter“, sagte sie. Ich fand ihn. Es war ein ungewöhnlich kleiner Schlüssel für eine Haustür.

*

Ein ungewöhnlich kleiner Schlüssel, Jakob runzelte die Stirn. Mit der Hand fuhr er in seine Hosentasche und holte einen kleinen Schlüssel heraus. Es war der Schlüssel, den Rudolf ihm geschickt hatte. Wohin führte dieser Schlüssel? Er sah ihn genauer an und erkannte Buchstaben, die in den Schaft graviert waren. E.H.

Die Initialen seiner Mutter. Evelyn Herrmann. Was war das für ein Schlüssel? Er sah sich im Zimmer um, konnte aber nichts erkennen, was ein Schloss hatte. Er verließ den Raum und ging ins ehemalige Zimmer seiner Mutter. Auch hier stand weder eine Truhe noch ein verschließbarer Schrank. Dennoch war er sich sicher, dass der Schlüssel zu ihrem Zimmer gehörte.

Er begann intensiver zu suchen. Öffnete Schränke, schaute unter das Bett und ins Badezimmer. Als seine Mutter nach der Trennung ausgezogen war, hatte sie zwar ihre Sachen mitgenommen, doch die Möbel waren geblieben. Dazu gehörten auch die Bilder. Gegenüber dem Bett hing ein Gemälde, das die ganze Wand einnahm. Darauf waren Jakobs Eltern abgebildet. Irgendwas stimmte nicht an dem Bild. Es hing schräg. Jakob schob es zur Seite. Ein breiter, schwarzer Spalt war dahinter erkennbar. Erstaunt sah er, dass ein ganzer Raum dahinter sein musste. Unter großer Anstrengung hängte er das Bild ab. Dass die Leinwand dabei riss, war ihm egal.



Jakob stand vor einem Raum, der etwa ein Meter über dem Boden begann. Das Licht aus den Fenstern reichte aus, um das Innere zu erkennen. Die Wände waren unregelmäßig tiefrot gestrichen, wobei an einigen Stellen die Tapete heruntergerissen war. Auf dem schwarzen Boden lag zerbrochenes Glas. Soweit er erkennen konnte, stammte es aus den Bilderrahmen, die – zerbrochen – dazwischen lagen. An der Decke hing eine vereinzelt Glühbirne, umrahmt von losen Kabeln.

Vorsichtig betrat Jakob den Raum. Er bemühte sich, nicht mit nackten Füßen auf das Glas zu treten. Er bückte sich und hob eine Fotografie auf. Sie war an einem Ende angebrannt und in der Mitte durchgerissen. Er konnte nicht erkennen, was abgebildet war. Er legte sie zurück und hob eine weitere auf. Auch diese Fotografie war zerrissen. Doch die Hälfte, die er in der Hand hielt, zeigte ein Bild.

Es war sein Vater mit einem großen roten Kreuz mitten durchs Gesicht.

*

Da ich nicht ausgebildet war, durfte ich bei der Pflege von Jana, Fredericks Schwester, nur einfache Aufgaben übernehmen. Ich sollte, so jedenfalls erklärte sie mir, sie in erster Linie unterhalten. Außerdem sollte ich ihr Essen zubereiten und sie an die frische Luft bringen. Alle anderen Aufgaben, wie die Körperpflege und Gymnastik, übernahm eine qualifizierte Pflegerin.

Jana sah einige Jahre älter aus als ich. Fragen wollte ich nicht. Irgendwie schüchternete sie mich mit ihrer guten Laune ein. „Kennst du Mau Mau? Ist ja so ein cooles Spiel!“, war der zweite Satz den sie zu mir sagte. Direkt nach: „Och, schau doch nicht so miesgelaunt! Glaub mir, auch mit Behinderten kann man Spaß haben!“ Dann lachte sie mich an.

An diesem Nachmittag, an dem sie mir Mau Mau und einige andere Kartenspiele beibrachte, lernte ich viel über sie. Auch wenn sie nicht zur Schule gehen konnte (für den Notfall musste immer ein Arzt oder Krankenpfleger in der Nähe sein), hatte sie einen Schulabschluss. Sie war zu Hause unterrichtet worden. Sie interessierte sich für Mode und hatte einen riesigen Kleiderschrank, wobei sie die meisten Klamotten selbst nicht anziehen konnte. Deshalb überredete sie mich auch – meine gestotterten Widerworte übergang sie – einige ihrer Sachen anzuprobieren. Am Ende schenkte sie mir einen kurzen, rot karierten Rock und ein enges, schwarzes Oberteil.

„Das steht dir so gut! Ich wünschte, ich hätte so eine tolle Figur wie du!“, sagte sie.

Ich mochte Jana sofort. Nicht nur weil sie mich hübsch fand, sondern auch, weil sie so gut drauf war. Sie brachte mich zum Lachen, und das soll bei mir was heißen! Sie war, auch wenn sie in ihrem Rollstuhl buchstäblich festsaß, aufgedreht und ihre hellen Augen immer in Bewegung.

Jedenfalls wäre das möglicherweise einer der besten Montagnachmittage meines Lebens gewesen, wenn ich nicht am Ende noch Frederick getroffen hätte. Ich wollte gerade gut gelaunt nach Hause gehen, als wir uns auf der Treppe



begegneten. Mich zu sehen überrumpelte Frederick total und er blaffte mich an: „Was macht du'n hier?“

„Ich ... deine Schwester ... Jana ... Sie ...“ stotterte ich. „Lass gut sein. Bringst ja eh kein Wort raus. Dann bist du wahrscheinlich die neue Pflegerin meiner Schwester?“ Es klang wie ein Vorwurf.

Ich nickte. „Ja, sie ist ... ein sehr netter Mensch“, fügte ich hinzu. Er hob die Augenbrauen und schaute mich verwundert an. Dann drehte er sich um und ging die Treppe hoch. Ohne sich zu verabschieden. Nicht, dass ich es anders erwartet hätte ...

*

Erschrocken ließ er die Fotografien los. Es segelte zu Boden. Er merkte wie sein Atem schneller wurde. Was ist das hier? Fragte er sich. Er kehrte dem Raum den Rücken zu und setzte sich auf die Stufe zum Schlafzimmer seiner Mutter. Dann versuchte er, die Situation objektiv zu betrachten. Seine Mutter hatte einen geheimen Raum mit verunstalteten Fotografien, die seinen Vater zeigten. Wenn er es so ausdrückte, klang es gar nicht mehr so schlimm. Er drehte den Kopf und schaute wieder auf das Szenario hinterm ihm. Doch, es war schlimm.

Er verstand es nicht. Er hatte nie das Gefühl gehabt, seine Eltern würden sich hassen. Klar, sie hatten sich vor fünf Jahren getrennt. Aber im Guten. Hatte er jedenfalls gedacht. Er schüttelte den Kopf. Das brachte ihn nicht gerade weiter.

Er stand auf und vergrub die Hände in den Hosentaschen. Er fühlte einen kleinen, kalten Gegenstand. Den Schlüssel.

Bis jetzt wusste er immer noch nicht, was der Schlüssel öffnen konnte. Er hatte eine neue, ihm völlig unverständliche Facette seiner Mutter entdeckt. Doch ein Schloss hatte er nicht gefunden. Wieder drehte er sich um und betrat den geheimen Raum. Jetzt störte ihn das zerbrochene Glas unter den Fußsohlen nicht. Er bemerkte es kaum. Er drang tiefer in den Raum ein. In die hinteren Ecken drang kaum Licht. Er näherte sich der linken Wand und suchte sie mit den Augen ab. Nichts. Nur die blutroten Tapeten und die Scherben und Fotoschnipsel auf dem Boden. Langsam folgte er dem Verlauf der Wand über die Ecke bis hin zur Rückwand. Dann weiter zur rechten Wand. Mit zusammengekniffenen Augen untersuchte er die Tapete und den Boden. Dann, in der rechten Ecke, fand er die Lösung.

Es war eine kleine Holzschatulle. Sie halb vergraben unter einem Berg von Fotos. Er hob sie hoch. Sie war schwer für ihre Größe.

Die Kiste in der Hand verließ er den Raum, setzte sich auf das Bett seiner Mutter und betrachtete die Kiste genauer. Das Holz war mit Gold umfasst. Das Gold war zierlich gearbeitet und mit zwei Buchstaben gekennzeichnet: E.H.

Vorsichtig nahm er den Schlüssel aus der Tasche und schob ihn in das Schloss. Es öffnete sich mit einem Klicken. Bevor er den Deckel öffnete, schloss Jakob kurz die Augen. Wollte er wirklich wissen, was darin ihr war? Hatte er heute nicht schon genug unschöne Geheimnisse entlüftet?



Dann öffnete er die Augen. Er musste es wissen. Schon seinem Vater zuliebe.

Jakob hatte seinen Vater nie verstanden. Auf der einen Seite war er sehr distanziert gewesen, hatte nie gezeigt, was er wirklich fühlte oder dachte. Und dennoch hatte er ein außergewöhnliches soziales Leben geführt. Dauernd hatte er Nachbarn und Bekannte zum Brunch oder Abendessen in die Villa eingeladen. In seiner Jugend hatte Jakob nicht wenige unfreiwillige Abende auf Bällen und anderen Festen zahlreicher Freunde seines Vaters verbracht.

Sein Vater wiederum hatte Jakob nie verstanden. Jakob hatte wenige Freunde, die er aber dafür umso mehr liebte. Er öffnete sich wenigen Menschen, aber wenn, dann ganz.

Der Konflikt zwischen den beiden waren immer derselbe gewesen: Jakob fand, sein Vater sei ein Heuchler. Und dieser hielt Jakob für unreif und naiv.

Er dachte an all die Diskussionen mit seinem Vater. Vor allem an die letzte, unmittelbar vor seinem Tod. Die war ein Fehler gewesen. Das wusste er jetzt.

Er öffnete die Schatulle und fand einen Briefumschlag darin. Unter diesem lagen weitere. Sie waren an Wilhelm Herrmann adressiert. Seinen Vater. Da sie nicht frankiert waren und sich in dem Besitz seiner Mutter befunden hatte, ging er davon aus, dass sie sie nie abgeschickt hatte. Jakob öffnete den ersten Brief.

Lieber Wilhelm,

Du weißt, wie schwer es mir manchmal fällt, zu sagen, was mir auf dem Herzen liegt. Deswegen schreibe ich dir.

Von Anfang an hatten wir Probleme in unserer Ehe. Vielleicht war ich zu jung und zu verliebt und du warst zu sehr darauf fixiert, den Vorstellungen deiner Freunde gerecht zu werden. Doch wir haben es immer geschafft, über Uneinigkeiten hinweg zu kommen. Bis jetzt.

Ich weiß, du liebst Jakob genauso wie ich. Doch so, wie du ihn in letzter Zeit behandelst, bezweifle ich, dass er das weiß. Du kannst nicht von ihm verlangen, so zu sein wie du. Er hat seine eigenen Stärken und du musst akzeptieren, dass es nicht die sind, die du vorziehen würdest. Ich habe dich oft gebeten, ihn so zu akzeptieren, wie er ist, doch du hörst nicht auf mich. Du hast ihm heute gedroht, ihn auf ein Internat zu schicken, wenn er nicht auf seinen Schulball geht. Mach dir einmal bewusst, worum es hier geht. Um einen Schulball! Ich habe dich mehrmals gebeten, ihn selbst entscheiden zu lassen. Wie du darauf reagiert hast, weißt du selbst am besten.

Da ich nicht weiter weiß und mir Jakob wichtiger ist als alles auf der Welt, inklusive dir und unserer Ehe, schlage ich folgendes Ultimatum vor: Wenn du nicht sofort aufhörst, deinen Sohn zu schikanieren und ihm zu drohen, werde ich mich von dir scheiden lassen. Und ihn werde ich mit mir nehmen.

Evelyn

Jakob ließ den Brief auf seine Oberschenkel sinken. Der Plan seiner Mutter war nicht aufgegangen. Das wusste er, dazu musste er die anderen Briefe nicht erst lesen. Er hätte nie gedacht, dass seine Mutter es so schlimm fand, wie sein Vater ihn behandelt hatte. Aber warum hatte sie dann aufgegeben? Schließlich hatte er bis zum achtzehnten Lebensjahr bei seinem Vater gewohnt. Allein. Er konnte sich schon denken, dass teure Anwälte im Spiel gewesen waren. Aber wie konnte seine Mutter sich jetzt so gleichgültig ihm gegenüber verhalten? Oder tat sie das gar nicht und nur er sah es so? Und warum war sein Vater so daran interessiert



gewesen, dass er bei ihm blieb? Ging es nur darum, seiner Mutter eins auszuwischen oder hatte er Jakob doch geschätzt?

Genervt stand Jakob auf. Auch wenn er sich noch weiter mit dieser Sache auseinandersetzen musste, konnte er es jetzt nicht. Die Schatulle hat ihm mehr Fragen als Antworten gebracht. Was er jetzt brauchte, war Ablenkung. Er nahm sich eine Packung Zigaretten aus dem Arbeitszimmer und verließ das Haus. Dass er halbnackt war, interessierte ihn jetzt nicht. Er setzte sich auf die Treppe vor dem Haus und rauchte. Sein Kopf war leer, er war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Als er schon drei Zigaretten geraucht hatte, sah er Maraike die Allee in seine Richtung überqueren. Sie begrüßte ihn mit einem Lächeln.

„Na?“, fragte sie.

Er antwortete nicht. Wusste nicht, was er sagen sollte. Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Eine verzweifelte Geste. Dann stand er auf und sagte: „Kommst du kurz mit rein? Ich brauch dich.“ „Klar“, antwortete sie etwas verwundert.

Er führte sie ins Wohnzimmer. Auf dem Sofa lag immer noch der ungelesene Brief. Bevor er ihn nahm, streifte er sich einen herumliegenden Pullover über. Er wusste, dass seine Nacktheit sie nervös machte. Dann setzte er sich. Unaufgefordert ließ sie sich neben ihm nieder.

„Sehr geehrter Herr Hermann. Als der Notar und Testamentvollzieher Ihres Vaters, teile ich Ihnen hiermit mit ...“, begann Jakob vorzulesen.

*

In dieser Woche ging ich noch zweimal zu Jana und ehrlich gesagt verbrachte ich die Zeit gern mit ihr. Ich sah das Ganze immer weniger als Strafe für zu viele Fehlzeiten, sondern mehr als Chance, eine Freundin zu gewinnen.

Jana war anders als die Mädchen, die ich kannte. Sie war immer gut drauf und ihr war nichts peinlich. Ihr machte es nichts aus, dass die Leute sie in ihrem Rollstuhl anstarrten, wenn wir zusammen spazieren gingen. Sie fand es auch nicht peinlich Karten zu spielen oder kitschige Mädchenfilme zu schauen. Beides Sachen, die ich schon seit Jahren nicht mehr machte.

Am Freitagabend saßen wir in ihrem Zimmer und redeten bei heißem Kakao.

„Weißt du ...“, sagte Jana. „Als ich dich das erste Mal sah, dachte ich du wärst so ein typischer Emo. Du weißt schon, weil du dich so anziehst und so schminkst und so.“

Ich sah auf die Tasse in meiner Hand. Irgendwie hatte ich das Gefühl, ich wollte nicht wissen, was sie mir sagen wollte. „Auch wegen dem, was Frederick mir so erzählt hat“, fuhr sie fort. „Was nicht viel ist. Typisch Junge.“ Sie lachte. „Jedenfalls hörte es sich an als wärst du so ‘ne Depitussi. Und das ist etwas, was ich nicht verstehen kann. Warum kann man nicht einfach fröhlich sein? Ich finde, wir sollten alle mehr lachen und alles positiver sehen.“ Sie lächelte bei ihren Worten. Ihre Augen glitzerten und ich



beneidete sie um diesen lebendigen Glanz. „Nach meinem Unfall ... also als ich aufwachte und merkte, dass ich meine Beine nicht mehr spürte und meine Arme nicht mehr bewegen konnte, dass mein Körper, von den Schultern abwärts, nur noch eine nutzlose Schaustellpuppe war ...“ Sie trank einen Schluck Kakao durch den Strohhalm, der in der Nähe ihres Kopfes befestigt war, und sprach dann weiter: „... na ja, da hätte es mich umgebracht, wenn ich weniger positiv gewesen wär. Und ich bin auch viel optimistischer geworden. Ich sehe die Welt, als hätte ich eine rosarote Brille auf. Weil ich muss. Weil es so viel gibt, worüber man trauern kann und muss. Und wenn man nicht die ...“ Sie lächelte und schaute mir in die Augen. „... schönen Sachen sieht, dann geht man daran zugrunde. Dass ist meine Einstellung.“

Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte. Sie hatte mir noch nie so viel von sich erzählt und ich verstand nicht ganz, weshalb sie es jetzt tat. Nicht, das ich es nicht wissen wollte, ich wunderte mich nur.

„Ich sag dir das“, erklärte sie, „weil du manchmal wirkst, als hättest du so eine Brille auch mal nötig.“

Ich sah sie nicht an. Betrachtete nur meinen Kakao. „Klar, du wirst in der Schule gemobbt und mein Bruder behandelt dich wie ein Stück Scheiße. Und ich verstehe auch, dass du mit deinen Eltern nicht so klar kommst, weil sie dich nicht verstehen. Aber es gibt so vieles in deinem Leben, was das wieder ausgleicht!“ Wieder lächelte sie. Ein breites und ehrliches Lächeln.

„Du hast Freunde. Nicht nur mich sondern auch die Leute aus deiner Schule. Du hast Humor, einen sehr sarkastischen und unauffälligen Humor. Du bist du, auch wenn dir jeder sagt, dass du dich ändern solltest. Du bist ein guter Mensch und kannst gut zuhören. Ich mag dich und ich glaube, wenn du die Augen öffnen würdest, würdest du sehen, dass dich noch viel mehr Leute mögen. Und die, die dich nicht mögen, kennen dich halt nicht gut genug.“ Damit brachte sie mich zum Lächeln. „Danke“, sagte ich leise. „Weißt du, eigentlich sollte das als eine Sozialleistung *deinerseits* angesehen werden. Du hast mir so viel gezeigt ... Ich hab so viel gelernt durch dich. Danke“, wiederholte ich.

Ich stand auf und ging zu ihr. Auch wenn sie es nicht fühlen würde, nahm ich ihre Hand. Es ging um die Geste.

„Du bist ein ganz toller Mensch. Ich werde versuchen, dir zuliebe diese rosarote Brille anzuprobieren, ja?“

Sie lächelte.

Sie lud mich ein, zum Abendessen mit ihrer Familie zu bleiben. Genau genommen war es keine Einladung, da sie mir gar nicht die Chance ließ, nein zu sagen.

Ich wollte nicht mehr Zeit als nötig mit Frederick verbringen müssen. Andererseits war es Zeit, dass ich mich mit ihm aussprach. Während Jana sich am Tisch mit ihrem Vater unterhielt, ging ich in die Küche.



„Kann ich helfen?“

Frederick sah mich nur genervt an, doch seine Mutter freute sich. „Schön, dass du fragst. Willst du vielleicht einfach hier weitermachen, während ich mich grade fertig mache? Ich brauche eigentlich nur ... vier Minuten ... vielleicht.“

Sie verließ die Küche und ließ mich mit dem Salat und Frederick stehen. Ich schnitt die Blätter und Frederick rührte Soße in einer Pfanne. „Frederick ...“, begann ich vorsichtig.

„Was willst du?“, antwortete er ohne sich umzudrehen. Ich entschied mich, nicht um den heißen Brei herumzureden.

„Dass du mich nicht mehr trietzst. Das will ich. Wir waren mal befreundet, warum können wir es nicht mehr sein?“ Ich sah seinen Rücken an. Wartete auf eine Reaktion.

Er lachte. Dann drehte er sich um und sagte: „Witzig. Wir waren vor etwa zehn Jahren befreundet. Und *du* es warst, die aufgehört hat, Zeit für mich zu haben.“ Er sprach die Worte, als wäre es ihm gleichgültig. Sein Blick war verächtlich. Wie er da stand, breitbeinig in dem dunkelblauen Holzfällerhemd mit dem Kochlöffel in der Hand, wirkte er bedrohlich.

Ich schluckte. Es war schwieriger zu sprechen, wenn er mich so anstarrte. „Und deshalb ... deshalb musst du mir das Leben zur Hölle machen?“, stotterte ich. „Weil wir ... nur weil ich einmal ungerecht war? Es sind immerhin zehn Jahre vergangen, hast du selber gesagt.“

Wieder lachte er und schüttelte dann verächtlich den Kopf. Er durchquerte die Küche mit drei Schritten und stand jetzt genau vor mir. Erschrocken sah ich zu ihm auf. In meinem Kopf läuteten Alarmglocken: „Zu viel Nähe! Zu viel Nähe!“

„Nein, nicht deswegen. Sondern weil du erbärmlich bist. Guck dich doch mal an!“

Ich starrte ihn an und mir wurde klar, dass ich ihm nicht gleichgültig war. Er hasste mich. Ich atmete tief ein. Er hob die Augenbrauen. Wahrscheinlich erwartet er keine Antwort, doch er würde sie trotzdem bekommen.

„Ich bin also erbärmlich?“ Ich sprach leise, um das Stottern unter Kontrolle zu halten. „Ich bin ein ganz normaler Mensch, etwas unsicher, klar. Aber ich habe es nicht nötig, andere Menschen zu mobben, um mich selbst stark zu fühlen! Ich habe Freunde, die nicht mit mir befreundet sind, weil sie Angst vor mir haben.“ Gegen meinen Reflex trat ich noch einen Schritt auf ihn zu. Sein Gesicht war nur noch Millimeter von meinem entfernt. „Glaub mir eins, Frederick“, fuhr ich fort. „*Du* bist erbärmlich, nicht ich. Denn ich hasse dich nicht. Trotz all der Scheiße, die du mir angetan hast.“

Meine Stimme hatte zwar am Ende gezittert, doch ich war stolz auf meine Ansage. Er starrte mich nur an. Ausdruckslos. Wortlos.

Ich drehte mich um und schnitt den Salat weiter. Wie angespannt und verängstigt ich war, konnte er nicht sehen. Nach einigen Minuten hörte ich, wie er sich wieder der Soße zuwendete. Als seine Mutter kurz darauf zurückkam, musste sie glauben, nichts hätte sich in ihrer Abwesenheit verändert. Doch es



hatte sich so einiges geändert. *Ich* hatte mich geändert. Ich würde nicht mehr alles auf mir sitzen lassen. Ich würde mich von heute an wehren und zurückschlagen!

*

„... was Ihr Vater Ihnen in seinem hinterlassenem Testament hinterlassen hat. Da Sie nicht zur Testamentsvollstreckung gekommen sind, teile ich es Ihnen schriftlich mit: Ihr Vater vererbt Ihnen seine Villa im Taunus, Böhrsallee 1, sowie das ganze darin enthaltene Mobiliar ...“

Jakob senkte den Brief. Maraike lächelte ihn an. „Siehst du?“, schien ihr Blick zu sagen, „Ich hab’s dir doch gesagt!“ Er wusste nicht, ob er sich freuen sollte. Die Entdeckung des Schlafzimmers seiner Mutter lag ihm wie ein Sack Erde auf der Brust. Er seufzte und las weiter: „Ihnen steht es frei, in dem Haus zu wohnen, es zu verkaufen oder zu vermieten. Lassen sie mich Ihnen jedoch sagen, dass ich, als guter Freund Ihres Vaters, weiß, dass er Ihren Aufenthalt in seiner geliebten Villa erwünscht hätte.“

Jakob sah Maraike an. „Sie kannten sich?“, murmelte er.

„Ja, er und unsere Väter sind ... waren gute Freunde“, antwortete sie. Das hatte er nicht gewusst und es wunderte ihn. So vieles hatte er nicht gewusst. Aus einem plötzlich aufkommendem Impuls heraus fragte er: „Kann ich dir kurz was zeigen?“

Sie nickte, offensichtlich verwirrt.

Er führte sie die Treppe hinauf in das Zimmer seiner Mutter und stellte sich vor die Öffnung zum geheimen Raum.

Maraike sah entsetzt aus und er bemerkte, wie sich die feinen Härchen auf ihren Armen aufstellten.

„Dieser Raum ... strahlt Hass aus“, murmelte sie mit zitternder Stimme.

Er zeigte ihr auch die Briefe und fasste den Inhalt zusammen. Er versuchte ruhig zu bleiben, unbeteiligt zu klingen.

„Ich verstehe das nicht ... Ich dachte immer, ihr seid die perfekte Familie und deine Eltern führen eine perfekte Ehe.“

Er schaute sie verwirrt an. „Aber sie haben sich doch getrennt?“ „Klar, aber ich ... na ja die Gerüchte sagten, es läge an dieser Affäre, die dein Vater mit der ...“ Sie stockte. „Verdammt, das wusstest du nicht? Tut mir leid!“ Sie biss sich auf die Unterlippe.

Er ließ sich rückwärts auf das Bett seiner Mutter fallen, wünschte, er könnte vergessen, was er heute über seinen Vater erfahren hatte. Gleichzeitig hasste er sich, weil er vorher nichts davon mitbekommen hatte. Wie hatte er nicht sehen können, wie sein Vater ihr das Leben zur Hölle machte?

Jakob stöhnte. Er drehte sich auf den Bauch, stützte sich auf seine Ellenbogen. „Was mach ich jetzt?“, flüsterte er.

„Fragst du *mich*?“ Maraike trat an das Bett.



Jakob zuckte die Schultern. Er wusste selbst nicht, wen er fragte. „Vielleicht solltest du mal mit deiner Mutter sprechen. Vielleicht kann sie dir helfen ...“ Maraike setzte sich auf die Bettkante und legte vorsichtig die Hand auf seine Schulter.

Er verzog das Gesicht, ließ sie aber gewähren.

„Sie macht sich Sorgen, weißt du?“ , sprach sie weiter.

Er erinnerte sich, dass sie im Auftrag seiner Mutter hier war. Da er lange Zeit nichts sagte, zog sie die Hand von seinem Rücken und sagte: „Wann hast du das letzte Mal gegessen? Und gebadet?“ Er setzte sich auf. Sah sie an. „Vorgestern, als du mir das Sandwich gemacht hast“, sagte er mit einem Lächeln. „Und geduscht habe ich bestimmt seit zehn Tagen nicht mehr.“

Sie lachte. „Ekelig! Was hältst du davon, wenn ich dir was zu essen mache und du dich derweilen duschst und umziehst?“

Er schüttelte den Kopf. „Ich kann mich selbst bekochen. Aber danke.“

„Ich bestehe darauf“, erwiderte sie ebenso förmlich.

Er zuckte die Achseln und ging ins Bad.

Zusammen aßen sie Spaghetti mit Tomatensoße. Erst während des Essens bemerkte er, wie hungrig er war.

Er fragte sie nach ihrem Leben. Sie erzählte, dass sie, jetzt wo ihre Tochter fünf geworden war, ihr Romanistikstudium wieder aufgenommen hatte. Von ihrem Mann hätte sie sich vor etwa einem Jahr getrennt. Ihre Schwester helfe ihr mit der Tochter.

Er lächelte und ließ sie reden. „Hört sich an, als hättest du ein ganz entspanntes Leben“, sagte er zwischen zwei Bissen.

Sie lachte. „Das hört sich vielleicht so an, ist jedoch weit von der Wahrheit entfernt. Ich muss schließlich gleichzeitig studieren, auf meine demenzkranke Mutter aufpassen und meine Tochter aufziehen. Wirklich, ohne meine Schwester würde ich das nie schaffen.“

„Sie heißt Jana, oder?“ , fragte er, während er sich eine vierte Portion auftat. Sie sah ihm verdattert dabei zu und antwortete: „Ähm ja. Wie kannst du nur so viel essen?“

Er lachte und stellte erstaunt fest, dass er schon lange nicht mehr gelacht hatte.

„Ich glaube, ich werde eine Figur in meinem Manuskript nach deiner Schwester benennen. Sie sind sich sehr ähnlich“, sagte er.

Hoffentlich nahm sie das genauso auf, wie er es beabsichtigte.

„Oh wirklich? Weißt du, wie sehr sie sich darüber freuen würde? Sie liebt deine Bücher!“ Sie schaute ihn mit aufgerissenen Augen an. Er grinste. Gut, sie freute sich.

Er legte die Gabel auf dem Teller ab und beugte sich vor, bis er nur noch wenige Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt war. „Danke. Im Ernst. Ich war echt scheiße zu dir am Anfang. Doch du bist trotzdem wiedergekommen. Du hast



mir geholfen, dass mit meinen Eltern irgendwie zu ... ertragen. Auch wenn ich immer noch nicht weiß wie ich damit umgehen soll ... Danke.“

Sie sagte nur: „Gerne.“

Noch am selben Tag rief er Rudolf an. Sein bester Freund war außer sich vor Freude über seinen Anruf. „Geht's dir gut? Alles fit im Schritt?“, begrüßte er ihn und lachte über seinen eigenen Witz.

Jakob lachte mit. „Mehr oder weniger. Ich fange an, mich der Wirklichkeit zu stellen. Auch wenn ich immer noch nicht das Grundstück verlassen habe und nicht mit meiner Mutter geredet habe ...“

Rudolf prustete. „Das mit deiner Mutter verstehe ich. Sie hat eine sehr ... strenge Art. Ich scheiß mir jedes Mal in die Hose, wenn ich sie seh.“

Dann wurde Rudolf wieder ernst. „Nein, im Ernst, Jakob. Alles okay? Kann ich irgendwas für dich tun?“

Jakob lächelte. Er hatte seinen Freund vermisst. „Ja ja, mir geht's besser. Sorry, dass ich so ausgerastet bin und dir nicht geantwortet hab und ...“

Rudolf ließ ihn nicht weiterreden. „Halt die Klappe, Kumpel! Weißt doch, dass ich das alles gerne mache. Ist ja nicht so, als hätte ich erwartet, dass du mich sofort anrufst. Oder als hätte ich mir Sorgen gemacht, als du dich nicht gemeldet hast.“ Er lachte.

Jakob grinste. „Du bist der Beste. Aber es gibt wirklich zwei Sachen, die du für mich machen könntest“, sagte er und spürte jetzt schon sein schlechtes Gewissen. Er verlangte zu viel. „Sprich und dein Wunsch sei mir Befehl“, sagte Rudolf nur. „Na ja, mein Vater hat mir die Villa vererbt. Das heißt, ich brauche meine Wohnung nicht mehr, könntest du ...“

„Sie kündigen. Geht klar. Was noch?“, Rudolf wirkte hoch motiviert. „Wegen Marissa ... Ehrlich gesagt haben wir uns durch das Ganze auseinander gelebt und ich bin nicht mehr ...“, sagte Jakob und biss sich auf die Lippe, als sein Freund ihn unterbrach. „Ich soll mit deiner Freundin Schluss machen? Ist das deine Ernst?“ Einige Sekunden lang war Jakob enttäuscht, doch dann sagte er: „Ich weiß es ja. So etwas muss jeder selbst erledigen.“

Jakob lud seinen besten Freund zum Abendessen am kommenden Samstag ein. Er bat ihn jedoch, selbst das Essen mitzubringen.

Dann rief er seine Freundin an. Er hatte seit Wochen nichts mehr von ihr gehört. Seit der Beerdigung, um genau zu sein. Auch wenn er selbst an dem Streit an diesem Tag schuld gewesen war, hatte er erwartet, sie würde noch mal anrufen. Schließlich hatte er seinen Vater verloren, da konnte man doch einen kleinen Ausraster entschuldigen, oder? Aber im Grunde wusste er, dass er viel zu viel erwartete. Wie konnte er nur so egoistisch sein? Alle machten sich Sorgen um ihn, doch er stieß sie vor den Kopf. Und erwartete dann, dass alle sich bei *ihm* meldeten, weil *er* ja so arm dran war.



Gerade als er auflegen wollte, um sich in Selbsthass zu ergehen, hörte er Marissas hohe Stimme. „Jakob?“, piepste sie.

„Marissa ...“, plötzlich wusste er nicht, was er sagen sollte. „Wenn du dich meldest, um dich zu entschuldigen, kannst du das gleich lassen. Denn, auch wenn du es ernst meinen würdest, ist es jetzt zu spät. Auch wenn du deinen Vater verloren hast – Gott segne ihn – kannst du so etwas nicht bringen.“ Marissa hatte die nervige Angewohnheit, jeden zweiten Satz mit „auch wenn“ zu beginnen. Das und ihre unglaublich hohe Stimme, kamen ihm plötzlich nicht mehr süß und sexy vor, sondern anstrengend. „Auch wenn es mir leid tut ... es ist aus“, fuhr sie fort. Das war erstaunlich einfach gewesen.

*

Ich lief neben Lisa den Gang in der Schule entlang. Die nächste Stunde war Englisch. Aus irgendeinem Grund freute ich mich darauf, Frederick wiederzusehen. Nach dem ich ihm letztes Mal so deutlich gesagt hatte, würde er mich vielleicht in Ruhe lassen.

„Also – das Projekt mit Jana läuft gut?“, fragte mich Lisa.

„Ja“, sagte ich und lächelte. Meine beste Freundin sah mich verwundert an. Doch ich konnte nicht anders. Gestern war der Wendepunkt meines Lebens gewesen. Ab jetzt ging es bergauf. Nebeneinander betraten wir den Klassenraum und noch bevor wir unseren Platz in der letzten Reihe erreichen konnten, hörte ich es. Fredericks Kommentar.

„Oh da kommen ja endlich unsere Lieblingslesben!“

Alle lachten.

Ich ließ mich auf meinen Platz fallen. Fühlte mich, als ob mich die ganze Last der Welt auf den Stuhl herunterdrücken würde. Ich hatte mich geirrt. Nichts hatte sich geändert. Nichts würde sich je ändern. Ich war und blieb Fredericks Lieblingsmobbingopfer.

Fertig aus.

Lisa sagte: „Kann dir doch egal sein, was sie denken. Außerdem ist lesbisch sein keine Beleidigung.“ Sie lächelte mich an, versuchte mich zu trösten. Wie immer.

Ehrlich gesagt störte es mich selbst, wie sensibel ich auf Fredericks Beleidigungen war. Warum störte es mich so? Konnte mir doch egal sein, was er, was sie alle von mir dachten. War es mir so wichtig, dass sie mich cool fanden? Denn das taten sie nicht. Würden es nie tun. Ich zuckte die Achseln. Mit *Scheiß drauf*, beendete ich meinen inneren Monolog.

Als ich nach der Schule an Frederick und den anderen vorbeilief, stellte ich mich auf das Schlimmste ein. Bis mir auffiel, dass das Schlimmste eigentlich nur wieder so ein Kommentar sein konnte. Und so verletzend waren die gar nicht.



Frederick sah mich kommen und flüsterte den Jungs etwas zu. Er wollte mir etwas zurufen, doch ich kam ihm zuvor. „Komm lass gut sein. Musst dich nicht vor deinen Freunden beweisen“, rief ich. Und lächelte sie alle freundlich an.

Ich ging an ihnen vorbei und sie starrten mich verdattert an. Bis vor einigen Monaten, hätte mich ihr Starren unglaublich nervös gemacht. Doch heute genoss ich es fast.

Als ich an ihnen vorbei war, hörte ich sie laut lachen. Ob über mich, über Frederick oder einfach nur mit mir, wusste ich nicht. War ja auch egal.

Freitag derselben Woche. Das Klingeln rief uns wieder in den Unterricht. Lisa, Jackie, ein paar andere und ich machten uns auf dem Weg.

„Du hast dich verändert in der letzten Zeit“, sagte Lisa und sah mich von der Seite an. Jackie nickte zustimmend, aber deutlich abwesend. „Meinst du?“, fragte ich erstaunt. Ich hätte nicht gedacht, dass meine innere Veränderung für andere sichtbar war.

„Klar“, Lisa nickte. „Du bist selbstsicherer, unsensibler, besser drauf ... einfach anders.“

Mein Blick fiel auf ein Plakat an der Flurwand. Es zeigte das Wachstum von Knospen. Auf dem oberen Rand stand: *Das Leben ist ein Reifeprozess*. Etwas an dem Plakat ließ ein Lämpchen in meinem Hirn aufleuchten.

„Reifer?“ fragte ich Lisa.

Lisa nickte.

*

Das Leben ist ein Reifeprozess. Den Spruch hatte Jakob aus einer Enzyklopädie. Nicht wörtlich, aber so ähnlich. Während einer seiner Schreibblockaden hatte er angefangen, die Sachen seines Vaters durchzuschauen. Bücher, Platten, Zeitschriften, Notizhefte, Stifte und so weiter. Und dann war ihm das antike, fünfbändige Nachschlagewerk ins Auge gefallen. Den Eintrag zum Wachstum von Knospen hatte er auf einer der vergilbten Seiten entdeckt.

Jedenfalls waren wieder zwei Tage vergangen, in denen er nicht aus dem Raum gegangen war. Er hatte sich vorgenommen, den Roman zu Ende zu schreiben und bis dahin das Zimmer nicht zu verlassen.

Sein Körper lechzte nach Nahrung und frischer Luft. Also zog er sich Hose und Hemd über, ging in die Küche, machte sich aus Resten ein Sandwich und aß es auf den Stufen vor dem Haus.

Auch wenn er in den letzten Tagen kaum geschlafen hatte, fühlte er sich ausgeruht. Mehr als das. Es war, als wären die Gedanken und Gefühle, die ihn die letzten Tage geplagt hatten, zur Ruhe gekommen. Oder als hätten sie Urlaub genommen. Er fühlte sich leer, aber auf eine gute Art. Nicht glücklich, aber auch nicht mehr unglücklich.



Als er fertig war, beschloss er spontan, Maraike zum Essen mit Rudolf heute Abend mit einzuladen.

Maraikes Schwester öffnete ihm die Tür.

„Jakob P. Herrmann!“, begrüßte sie ihn mit seinem Künstlernamen. „Wie geht es dir? Was treibt dich hierher? Hab gehört, das Haus wurde dir vererbt? Super!“

Sie lächelte ihn breit an. Überrumpelt von ihrer herzlichen Art, konnte Jakob erst einmal nicht antworten. Das machte aber nichts, denn Jana sprach einfach weiter.

„Schön, dich zu sehen! Siehst gut aus, der ungepflegte Look steht dir!“ Jakob errötete und öffnete den Mund, doch sie unterbrach ihn, noch bevor er etwas sagen konnte.

„Willst aber eigentlich bestimmt zu Maraike, nicht? Hab gehört, ihr habt viel Zeit miteinander verbracht die letzten Tage. Läuft da was?“

Sie hob die Augenbrauen. Er sagte nichts, betrachtete sie stattdessen. Sie war bestimmt einen Kopf kleiner als er. Zierlich. Blondes, hochgestecktes Haar. Grünes, geblühtes Kleid. Keine Schuhe.

Er schaute sie an, als suchte er eine Antwort in ihrer Gestalt. „Na? Bekomme ich noch was zu hören von dir? Oder bist du nur hier, um mich anzuschauen?“ Wieder errötete er und sie lachte. Genervt von seiner eigenen Sprachlosigkeit, redete er einfach drauf los.

„Nein, ich wollte euch, dich und Maraike, heute Abend zum Abendessen einladen. Ich hoffe, ihr habt nichts vor. Ich weiß, das ist etwas kurzfristig“, brachte er endlich hervor.

Als er zurück in der Villa seines Vaters – *seiner* Villa – war, verstand er selbst nicht, was das eben im Nachbarshaus gewesen war. Es war nicht seine Art, so perplex zu sein. Außerdem hatte er eigentlich nur Maraike einladen wollen. Na ja es konnte vielleicht lustig werden, wenn Jana auch kam.

Bevor sein Besuch antraf, hatte er noch etwas zu erledigen.

Seine Mutter ging gleich nach dem ersten Piepen ran.

„Jakob?“ Sie klang, als spräche sie mit einem Geschäftspartner. „Evelyn“, antwortete er.

„Schön von dir zu hören, Liebling. Wie geht es dir?“

„Ganz gut, Mutter.“

Er stockte Sollte er sie direkt auf den Raum ansprechen oder eine Andeutung machen? Oder sollte er sie fragen, ob sie ihm den Schlüssel geschickt hatte? Er wusste nicht, wie er anfangen konnte.

„Du hast den Raum gefunden, nicht wahr? Deswegen rufst du an“, brach sie die Stille.

Erstaunt hielt Jakob die Luft an. Wie konnte sie das wissen? Und was sollte er jetzt sagen?



„Hör mich kurz zu, Liebling“, sprach sie weiter. „Lass uns ... lass es uns einfach vergessen. Wir müssen nicht darüber reden. Lass uns die Vergangenheit hinter uns lassen, jetzt, wo er weg ist.“

Jakob schloss die Augen. Konnten sie das überhaupt: vergessen?

„Evelyn ...“, begann er.

„Es tut mir leid. Ich hatte gehofft, der Raum und die Briefe könnten dir helfen, mich und ihn zu verstehen.“ Bei diesen Worten klang ihre Stimme auf einmal warm. Und dann wurde sie wieder kalt: „Mehr kann und will ich dazu nicht sagen.“

„Danke für alles, was du für mich getan hast“, antwortete Jakob und hörte selbst, wie seine Stimme bebte. „Danke ...“

Einige Sekunden Schweigen. Dann legte sie auf. Er legte das Gesicht in die Hände und weinte.

Er wusste nicht genau, wie viel Zeit vergangen war, als er sich wieder aufrichtete. Sein Gesicht fühlte sich aufgequollen an, der Rest von ihm wie ausgehöhlt.

Jakob sah auf seine Handyuhr. Seine Freunde würde in einer halben Stunde da sein.

Sie sollten ihn nicht so sehen!

Vorsichtig stand er auf und ging ins Bad. Mit mechanischen Bewegungen duschte und rasierte er sich. Dann ging er ins Schlafzimmer seines Vaters und nahm einen Strickpulli aus dem Schrank. Sein Vater war leicht übergewichtig gewesen. Der Pullover reichte ihm bis zu den Oberschenkeln.

Immer noch mechanisch ging er hinunter und deckte den Tisch mit dem Festbesteck. Heute war ein Fest. Heute würde er sich von seinem Vater verabschieden. Wie es morgen weitergehen würde, wusste er nicht. Weder ob er seinen Vater je verstehen würde noch ob er je gutes Verhältnis zu seiner Mutter haben würde. Ob er jemals wieder den blutroten Raum betreten würde.

Doch heute hatte er seinen Roman beendet. Heute hatte er mit seiner Mutter gesprochen. Heute würde er ein Festmahl für seinen Vater geben.

Und morgen würde er weitersehen.